eigenartigen Charakter durch ein echt russisches Gewand. Die Russen dürfen ja unter den Abendländern den Ruhm für sich in Anspruch nehmen, die besten Kenner der Teebereitung und die feinsten Genießer dieser Gabe Chinas an das Abendland zu sein. Pflegen sie auch nicht jene hohe und schwere Kunst der Teezeremonie, in der die japanische Dame den Gipfelpunkt vornehmer Gesellschaftskultur erblickt, so haben sie doch im Samowar das klassische Gerät für die beste Teebereitung gefunden. Solch ein breitbauchiger, behaglich glänzender Kessel ist denn auch der leuchtende Mittelpunkt des modernen, eleganten Teetisches. Sein einladendes und melodisches Singen verbreitet eine wohlige Stimmung über der unabsehbaren Sachchen und Zuckerdosen besetzten Tafel, und die glühenden Kohlen, die aus dem Zylinder in der Mitte des Apparates hervorschimmern, verleihen dem Ganzen noch einen anheimelnden Reiz mehr. Der Russe verabscheut den harten, dunklen Tee, den der Holländer und der Engländer mit viel Milch und Zucker zu sich nimmt. Er ist daher auch bei stärkstem Teegenuß vor jenen Vergiftungserscheinungen bewahrt, die man unter dem Namen „Teeismus" als eine spezifische englische Krankheit kennt; er trinkt den Tee ziemlich dünn, wenn er seine goldig helle zarte Farbe hat und verstärkt sein Aroma wohl noch durch ein paar Tropfen Zitronensaft. Auch die in England und Amerika beliebte Tasse ist seinem Kennerauge, das sich gern am Glanz des warmen Labetrankes erfreut, nicht angenehm; er zieht das Glas vor, das durch den schweren Silberrahmen, in den es gefaßt ist, ein angenehmes Gewicht in der Hand bekommt. Der Teetisch „a la Russe" ist der moderne Teetisch an sich.

In London wie in Paris und an der Riviera singen jetzt die Samoware ihr lustig summendes Liedchen, und die eleganten Französin verbreitet sich sogar die schönen Finger, um das ihr so ungewohnte Instrument zu handhaben; sie muß auch durchaus die vorgeschriebene Holzkohle haben und ebenso die mondäne Engländerin, bei der die Beschaffung dieses in England so seltenen Heizmaterials recht viel Mühe macht. Man trinkt den Tee dünn, mit etwas Zitrone und wenig Zucker, ganz nach der russischen Vorschrift, und die Barisierin erlaubt sich nur insofern eine eigene Zutat, daß sie den Teetisch mit einer Unmenge von Süßigkeiten, von feinen Kuchen und Schokolade ausstattet. Heiße Kuchen werden niedlich in gestickten Linnen abhäuft serviert, und so entfaltet der reinste Teetisch eine Fülle von Reizen, an denen auch die Pariserin mehr und mehr Geschmack gewinnt.

Speisen, die man nicht mehr ißt.

Wie der Geschmack überhaupt, so ist auch der Geschmack im eigentlichen Sinne des Wortes, nämlich der der Zunge, einem ewigen Wechsel unterworfen. Die Kunst der Küche hebt Speisen auf den Ehrenplatz der Tafel, die dann ein Jahrtausend Geschlechter achtlos und für immer in die Tiefen der Vergessenheit fallen läßt. Für die Geschichte des kulinarischen Geschmackes aber sind gerade diese verschollenen und auf ewig verbannten Gerichte von Interesse, denn sie zeigen besser als die noch heute üblichen Leckereien, was die Menschen der Vergangenheit zu essen liebten. Unter diesem Gesichtspunkt hat Martha von Zobeltitz eine Forschungsreise durch die Jahrhunderte der Kochkunst unternommen und kommt zu dem überraschenden Resultat, daß der Geschmack um so einfacher wird, je kultivierter die Zungen werden. Unsere Gourmets würden vor Entsetzen schaudern, wenn sie die köstlichsten Leckerbissen ihrer diluvianischen Vorfahren verstehen müßten. Die „Kunstwerke" der Gaumenkultur, die aus den hohen Schulen der mittelalterlichen Kochkunst, den Klöstern, hervorgingen, verlangten einen guten Magen und eine ausgelichte Zunge. Stolz ein deutsches Klosterkochbuch vor 300 Jahren, wie es erst kürzlich bei einem Klosterabbruch in Leipzig in einer vermauerten Nische gefunden wurde, wartete mit ganzen Ameisekien und Eientieren in Weinsod auf, rieb die Pfauen im Pfeffer Schmuck ihrer Federn braten, wobei das Gefieder durch oft genetzte Tücher während der Drehungen am Spieß beschützt wurde. An starken Gewürzen fehlte es nicht, und der Schlund wurde erst durch Bertram, Wurzelwerk, Pfeffer und Safran richtig gereizt, bevor man die brennende Zunge durch einen tüchtigen Trunk oder ein „schwedend Gallart" kühlte. Die Gelees beherrschen lange die Tafel. Das Nürnberger „Küchenmeisterei-Buch" von 1531 nennt ein solches „Galrabt" von appetitem Schweinskopf „ein höfliches Essen" und rät für seine Bereitung sonderbare „Salse" an „aus Mareh, Raute, Ampfer, Knoblauch, Immenpilt und Bunnenkanzen". Andere Fleisch- oder Fischgelees wurden durch „ein gerecht Schäffin" d. h. ein feines Sieb, getrieben und in phantastische Formen gestürzt. Ueberhaupt lenkte man auf die äußere Gestalt der Speisen ein großes Gewicht und so aß es sich auch köstlich gefärbte Schaugerichte, die nicht nur durch Bestreichen mit Honigwasser und Schaumgold herrlich glänzten, sondern auch in bunten Farben prangten. Eine „geschachtelte Torte" stellte man z. B. mit fünf Farben her, indem man die gestoßenen Eier mit Safran, Petersilie, Kornblumen, Rosen und brauner Butter färbte, und das „Osnabrücker bitterliche Kochbuch" gibt ein „blaues Mohs" an, einen Eiscream, der aus Kornblumen gewonnen wurde. Solche künstlichen Zutaten erweckten sogar den Hohn, und eine Würzburger Pergamentandschrift des 14. Jahrhunderts rät den Feinschmeckern „ein gut lecker Köstlein" aus Stockfingsmagen und Mäckenfüßen, aus Meisenhirnen und Kovinkenzungen an. In ähnlicher Weise gestaltet der große Koch La Varenne ein wundervolles Gebäck aus Butter, Salz, Pfeffer und — Ofenruß. Von der starken Würzung und „schönen" Färbung der Speisen hat eigentlich erst Antonin Carême, der Koch Rothschilds, die Menschheit befreit, indem er den Naturgeschmack der einzelnen Gerichte wieder zu seinem Rechte verhalf.

Das Fiasko des Frauenstimmrechtes in Chicago.

Die amerikanischen Frauenrechtlerinnen sind von dem Verlauf der Wahlen, die vor einiger Zeit in Chicago stattfanden, aufs bitterste enttäuscht. Chicago hat bekanntlich den Frauen das unbeschränkte Wahlrecht gewährt. Die ersten Wahlkundgebungen brachten auch eine ziemlich rege Wahlbeteiligung der Frauen, aber dann, da der Reiz der Neuheit verflogen, flaute das Interesse der Frauenwelt für ihr Wahlrecht bedenklich ab. Trotz der verzweifelten Bemühungen der Suffragetten gelang es, von den 158 000 wahlberechtigten Frauen nur 47 529 zur Wahlurne zu schleppen. Zwei weibliche Wahlkandidaten wurden von der progressiven Partei von vornherein aufgestellt, keine Gegenkandidaten traten ihnen entgegen, und sie wurden gewählt, aber die beiden anderen weiblichen Wahlkandidaten, in deren Bezirken männliche Gegenkandidaten aufgestellt waren, wurden mit überwältigender Mehrheit geschlagen. Eine der Unterlegenen, Frau Marie Gerhardt, erklärt, sie sei nunmehr nur Anti-Suffragettenbewegung betreibt: „Eine Unmenge von Frauen bot mir für 5 Dollar ihre Stimme an, einige erklärten, sie hätten bereits für diese Summe in anderen Bezirken abgestimmt. Ich habe durch diese Erfahrungen die Ueberzeugung gewonnen, daß die Frauen noch mehr wie die Männer dazu neigen, ihre Bürgerehre zu vergessen und ihre Stimme meistbietend zu verkaufen. Meine Beobachtungen lehren mich, daß es für das Land wahrscheinlich doch besser wäre, wenn das Frauenwahlrecht, für das ich so lange gekämpft habe, nicht eingeführt würde." Die älteste Frau, die ihre Stimme abgab, war die 91jährige Mr. Pratt. Sie kam im Rollstuhl zum Wahllokal. Mrs. Fronton Sears wirbt als weiblicher „Wahlmann" mit, während ihr Mann zu Hause die Kinder beaufsichtigte. Viele Frauen kamen in Begleitung ihrer Männer, die Männer übernahmen es dann, ihre Frauen in der Ausübung ihres Wahlrechts zu unterweisen. Es ist kein Zweifel, daß ein sehr großer Prozentsatz der wählenden Frauen Verwandte, Angehörige und Bekannte von Berufspolitikern waren und nach den Weisungen dieser Männer ihre Stimmen abgaben.

Weibliche Ritter und Offiziere der Ehrenlegion in Frankreich.

Die Verleihung des Ritterkreuzes der Ehrenlegion an die große französische Tragödin Sarah Bernhardt, der schon längst eine solche Auszeichnung gebührte, gibt Anlaß zu einer Rundschau über alle die französischen Frauen, die bisher die gleichen Auszeichnungen erhielten. Es sind, wie die Französischen Blätter melden, insgesamt 109. Am zahlreichsten vertreten unter ihnen sind, und das ist erfreulich festzustellen, Krankenpflegerinnen, denen für ihre mühevolle, aufopfernde Tätigkeit dies sichtbare Zeichen der Anerkennung zuteil wurde. Ihre Zahl beträgt 23. Ferner besitzen 9 Schriftstellerinnen den Orden, darunter Judith Gauthier und Daniel Lesneur. Diesen folgen die 8 Malerinnen an, unter ihnen Frau Dumont-Breton, Louise Abbema, Madeleine Lemaire und eine Deutsche, Frl. Breslau. Nur 3 Kolleginnen Sarah Bernhardts erhielten bisher das Ritterkreuz der Ehrenlegion, Adelina Patti, Rose Caron, von der Großen Oper und Mlle. Bartet von der Comedie Francaise. Von den sonstigen Ordensinhaberinnen sind zu nennen die berühmte Reisende Madame Dieulafoy, die Varenin Roisfeld, der Frau Fabrikerin wohltätige Stiftungen verdankt, Pauline Kergomard, oberste Schulinspektorin, Madame Paquin, die durch ihr Schneiderateliet weltberühmt wurde, und die unerschrockene, mutige Fliegerin Helene Dutrieu.

Schulmädchen als Feuerwehrleute.

Die weibliche Feuerwehr einer amerikanischen Mädchenschule hat dieser Tage durch ihr tapferes und entschlossenes Eingreifen 410 ihrer Kameradinnen das Leben gerettet und großen Schaden glücklich abgewendet. In einer der vornehmsten und bekanntesten Mädchenschule der Vereinigten Staaten, im Wellesley College zu Wellesley in Massachusetts, das die Töchter der Millionäre mit Vorliebe besuchen, brach am Morgen des 17. März um ½6 Uhr plötzlich ein Großfeuer aus, das das Hauptgebäude des Collegeis, ein fünfstöckiges Haus von 100 Fuß Länge, zerstörte. 410 der jungen Studentinnen schliefen hier, und viele von ihnen wären wohl nicht zu retten gewesen, hätte nicht die freiwillige Feuerwehr des Instituts, zu der auch viele Millionärstöchter gehören, ihre Pflicht in vollem Maße getan. Die tapferen Mädchen waren auf ihrem Posten, rüttelten die Gefährtinnen aus dem Schlafe und setzten durch, daß das ganze Gebäude innerhalb von 3 Minuten geräumt war. Dann hielten sie mit ihren Spritzen das Feuer so im Zaum, daß es nicht weiter um sich greifen konnte, bis die städtische Feuerwehr eingriff. Der Schaden blieb so auf das eine Gebäude beschränkt, doch wird er immerhin auf 4 Millionen Mark geschätzt.

Knackmandeln.

Auflösung des Rätsels aus Nr. 13.

„Armbrust".

Richtige Lösungen gingen ein 70. Die Gesamtzahl der Einsendungen betrug 77. Das Rätsel wurde richtig gelöst:

aus Halle von: Elise Neuholz, Georg Stäglick, Elfriede Pfau, Olga Hartmann, Bertha Peter, Hupe, Kurt Linke, Artur Hartmann, A. Ziese, Otto Schmude, O. Löber, Otto Unruh, Fritz Kahle, Ilse Beckelmann, G. Weidel, Hans Schultz, Ida Kölling, Willi Schaaf, Frau L. Neander, Grete Lindner, A. Schellenberg, Hans Hering, Margarete Herrmann, Else Kölling, Anna Blume, Martha Posse, Otto Kölling, Franz Thiele, O. Kästner, B. Webner, C. Fruhnert, Leonhardt, Arthur Jacob, Lähne, Fr. L. Stittrich, Oskar Hanke, Fr. F. Wackernagel, W. Hühn, Gotth. Fischer, Geschw. Schulze, G. Bartnick, Georg Ebert, Frau Ida Strebel, May Brove, Margarete Beck, Luise Bischoff, A. Schwirte, E. Dietrich, Karl Bobbe, Gertrud Böge, Frau M. Flinzer;

von auswärts: Karl Wachsmuth, Teutschenthal, Willy Schlieder, Nietleben, Karl Schumann, Nietleben, Rudolf Bornike, Gröbers, Frau Reichenbach, Bad Kösen, Frau Hedwig Bennike, Wolfen, Richard Rühlmann, Jördig, Walter Jänisch, Spickendorf, Gertrud Jahl, Oppeln, Fritz Peter, Nietleben, Frau Clara Engel, Bibiella, Otto Brücher, Friedeburgerhütte, H. Lehmann, Lobeslin, Oskar Dietrich, Wernigerode, Frieda Toursel, Delitzsch, Charlotte Hertwig, Jördig, Margarete Sembt, Dobritzsch, Gottfrold Sembt, Dobritzsch, Fr. Franze, Landsberg, Frau Marie Kandelhardt, Merseburg, F. Heergesselle, Jördig, Hugo Reichelt, Oberröblingen am See.

Die Prämie: Deutsches Historienbuch von Ritter, eleg. geb.

entfiel auf Geschwister Schulze, hier.

Rätsel.

Sagst du das Erste,
Dann bleibe dabei:
Niemand darf zweifeln,
Daß Wahrheit es sei.

Einst wird die Zweite
Als Gottheit verehrt.
Hat aber nimmer
Die Freude gemehrt.

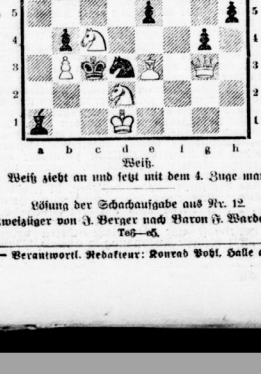
Jetzt ist das Ganze
In jedermanns Mund.
Wehrhaft und tapfer
Gibt's deutlich sich kund.

Prämie: Melodienschatz für das Deutsche Haus.

Die Auflösung erfolgt in der nächsten Sonntags-Nummer. Lösungen müssen spätestens bis nächstes Sonnerstag früh an die Redaktion des „General-Anzeiger" mit der Aufschrift „Rätsel-Lösung" gelangt sein.

Schachaufgabe.

Vierzüger von J. Berger.



Weiß.

Weiß zieht an und setzt mit dem 4. Zuge matt.

Lösung der Schachaufgabe aus Nr. 12.
Zweizüger von J. Berger nach Baron F. Wardener.
Tes—e5.

Verlag und Druck: General-Anzeiger für Halle und die Provinz Sachsen. Verlag von Gebrüder Huck, Halle a. S. — Verantwortl. Redakteur: Konrad Pohl, Halle a. S.

Hallesche Familien-Blätter

Wochen-Beilage
des General-Anzeigers für Halle und die Provinz Sachsen.

Nr. 14 — Halle a. S., Sonntag, den 5. April — 1914

Das Gute nur ist wirklich, ewig wahr;
Das Böse nichts, der Schlummer nur des Guten,
Das Licht ist's, das die Finsternis gebar,
Doch nur, sie siegend einst zu überfluten.

Friedrich von Gallet.

Die Palmen von San Remo.

Palmsonntagsskizze von Julius Mucha.

Wir schreiben das Jahr Eintausendfünfhundertsechsundachtzig.

Der ehemalige Hirtenknabe von Grottamare, der spätere Kardinal Montalto, hatte erst vor kurzem, als Sixtus der Fünfte zum Nachfolger Petri gewählt, die stützenden Krücken weit von sich geschleudert und jugendkräftig die Zügel der Regierung ergriffen. Aus dem bemütig einherwandelnden Franziskanermönche wurde ein Mann, vor dessen Strenge das Raubgesindel in den Schlupfwinkeln der Wälder- und Sabinerberge zittern erbebte, dessen Namen aber andererseits die Lippe des friedlichen Berufs Nachgehenden nur mit dankbarer Verehrung aussprechen konnte.

Auch die ewige Stadt selbst durfte mit ihrem neuen Herrn, der sie durch Prachtbauten verschönte, in wiederhergestellten altrömischen Aquädukten frisches Wasser und dadurch Gesundheit in das schmutzige Häuserlabyrinth leitete, wohl zufrieden sein. Nur ein kleines Häuflein Grollender blieb übrig: seine Wähler, die in ihm ein Werkzeug ihrer selbstsüchtigen Pläne zu besitzen gedachten und sich nun einem unbeugsamen Gebieter gegenüberfahen.

Fahlgelber Sonnenschein im Ost kündet den Tagesanbruch über der Campagna von Rom. Nebelschleier, gespensterhaft zerflatternd, bezeichnen den Lauf des tief in sein lehmiges Bett eingeschnittenen Tiber, und leise die dürren Grashüschel streifend, weht der Morgenwind frisch herüber vom nahen tyrrhenischen Gestade.

Da erklingen auf der Straße, die als mehrfach gewundene, staubgraue Linie von Ostia gegen die Siebenhügelstadt führt, die eilfertigen Schritte eines Wanderers. Wir erkennen in ihm einen jungen Matrosen, welcher von einer der an der Flußmündung verankerten, marmorbestachteten Galeeren heurlaubt, irgendeinem angenehm erwarteten Ziele entgegenwandert. Fast läßt uns die heiter sorglose Miene, das keck auf dem braunen Kraushaar sitzende, rote Phrygiermützchen, das Liebeslied, welches er durch die Zähne pfeift, den Gegenstand seiner Sehnsucht erraten, und wäre uns höhere Gabe eigen, so könnten wir in einem der Steilgäßchen von Trastevere ein schönes Mädchen gewahren, das süß im Traume lächelt und dabei fast unhörbar den Namen Matteo flüstert.

Indem der Wanderer durch den düstern Bogen der Porta San Paola das Weichbild der Stadt betritt, ist es vollends Tag geworden.

Rosig erglänzt die blanke Fläche der Cestiuspyramide im Morgenstrahl, und vom weinrebenbedeckten Aventin trägt die bewegte Luft das muntere Gezwitscher erwachender Vöglein.

Aber noch ein anderer, kräftiger Laut mengt sich mit diesem die Stentorstimme eines öffentlichen Ausrufers, der, unringt vom Volk, irgend etwas Wichtiges zu verkünden scheint. Auch Matteo eilt hinzu und vernimmt nun, „daß heute auf Befehl des Pontifexmaximus, der mächtige, bisher im neronischen Amphitheater gestandene Obelisk zu würdigster Zier des Petersplatzes in dessen Mitte aufgerichtet werden soll. Wer sich einige Kraft verdienen will, mag mitzugreifen an Tauen und Stützen, aber — um die gefährliche Arbeit nicht zu stören: kein Wort darf geredet werden! Bei Todesstrafe und ohne weitere Unterfuchung — von Rechts wegen!"

Der Herold zieht weiter, die Menge drängt lärmend nach: Matteo aber überlegt und beschließt endlich, mitzutun an dem großen Werke. Die starken Arme des Matrosen verstehen gar wohl umzugehen mit Tauwerk aller Art, und zudem: wie würde sich Lucia freuen, brächte er mit seinem Willkommgruß solch unverhofften Verdienst!

Kopf an Kopf staut sich das Volk auf dem weitgedehnten Platze, und die päpstlichen Hellebardiere haben Mühe, die Andrängenden von dem ungeheuren Monolithen abzuhalten, der wie ein riesiges Mumienkind seiner ägyptischen Heimat, von gewaltigen Tauen umwickelt, seiner Auferstehung harrt. Naio blickt er mit seinen Hieroglyphenangen empor zum blauen Himmel Latiums, gleichgültig gegen das emsige Hantieren der um seinen Gigantenleib zappelnden Menschlein. Nichts hat sich an ihm geändert seit den Jahrtausenden, die er, ursprünglich ein symbolisierend steingewordener Strahl des segenspendenden Sonnengottes Rha vor dem Tempel zu Heliopolis, wechselnden Geschickes zeittrotzend, durchlebt. Nur an seiner Spitze funkelt heute, als obliegendes Zeichen der Weltreligion, ein großes goldenes Kreuz.

Unfern von ihm, zunächst des Sockels mit der römischen Widmungsinschrift an Augustus und Tiberius, der dem Obelisken schon im Jahre 10 n. Chr. als Basis gedient, steht auf scharlachrot überzogener Bretterbühne in der bauschig-saltigen Hoftracht des Cinquecento der treffliche lombardische Baumeister Domenico Fontane, welcher nach sorgfältiger Berechnung aller Kräfteverhältnisse sich anheischig gemacht, die wuchtige Granitnadel auf ihre neue Stelle zu pflanzen.

Ein furzes Stäbchen in seiner Rechten soll den lautlos Arbeitenden das ruckweise Anziehen der Seile, die taktmäßige Handhabung der Drehkreuze und Hebel bezeichnen.

Kaum ist Matteo an eines der Taue in der vorderersten Reihe getreten, so gibt Messer Domenico das Zeichen zum Beginn.

Stöhnend und knarrend hebt sich der ungeheure Stein: höher, immer höher — schon vermeint man das große Werk gelungen, da — was ist das? Statt aufzusteigen, verharrt der Obelisk in seiner schrägschwebenden Lage, ja, scheint sogar etwas zu sinken.

Fontane sieht es, wird bleich und schlägt sich verzweifelt vor die Stirn: er hat die Ausdehnung der allzu belasteten Seile nicht genügend in Betracht gezogen! Wenn sie nun noch mehr nachgeben, vielleicht riffen! Dahin wäre sein Ruf, und Hunderte von Menschenleben durch des Kolosses Fall vernichtet. Neunmalhundertfaufend Pfund!

Eine angsterfüllte Pause entsteht — ratloses Schweigen, durch das man den Herzschlag der Menge zu vernehmen meint.

„Wasser auf die Stricke!" Matteo war es, der den Ruf ausgestoßen. Als Seemann weiß er, daß dieses Mittel die beingelaufenen, ausgegerrten Seile wieder kräftig anspannt, und todesmutig spricht er das erlösende Wort.

Man stürzt zu den Brunnen — Krüge, Kannen, Hüte voll des rettenden Elementes fluten auf die Taue, und stolz und sicher hebt sich die Spitzsäule zu ihrer richtigen, lotrechten Stellung empor.

Und während das Volk jubelnd in die Hände klatscht und dem Baumeister Beifall zujauchzt, schleppen nervige Sbirrenfäuste den armen Matrosen in das Gefängnis der Engelsburg. Er hat geredet und damit der Kopf verwirkt.

Plötzlich wirft sich ein junges Mädchen mit lautem Aufschrei zwischen die Schergen. Lucia ist's, die neugierig dem Schauspiel beiwohnend, den Geliebten erkannt und nun nicht lassen will von ihm.

„Sei standhaft, Lucia", tröstet sie dieser, „ich habe ein gutes Werk getan. Unabänderlich vollzieht sich mein Schicksal —." „Vorwärts!" donnert die Stimme der Häscher dazwischen. Ein letztes Lebewohl, und von starker Hand erfaßt, wird das Mädchen vom Halse des Gefangenen gerissen. Eben will das Volk durch lautes Murren seinem Unmut freien Lauf lassen, als, wie mit einem Zauberschlage, feierliche Stille eintritt.

Auf goldenem Throne, von Pfauenwedeln überragt, Weihrauchwolken umqualmt, erscheint inmitten purpurgekleideter Kardinäle und silbergepanzerter Leibwachen, Sixtus des Fünften hoheitsvolle Gestalt an den weitgeöffneten Pforten der Peterskirche und segnet das kniende Volk. Und nun tritt auch schon siegesstolz erhobenen Hauptes Domenico Fontana heran, um seines erhabenen Gönners Lobspruch zu empfangen.

Er will eben eine wohlgesetzte lateinische Ansprache beginnen, als Lucia, die sich hastigen Laufs glücklich durch die Menge Bahn gebrochen, ihn ziemlich unsanft beiseite schiebt.

„Gnade, heiliger Vater!" flehen ihre bebenden Lippen, und in abgerissenen Worten, fliegenden Atems erzählt sie, was vorgefallen.

Fontana, durch einen Blick des Papstes aufgefordert muß einigermaßen verlegen die für ihn peinliche Tatsache zugestehen, und wohlgefällig ruht Sixtus' sonst so strenges Auge auf dem schönen Mädchen. Demütig tief herabgebeugt, die Hände krampfhaft auf die stürmisch wogende Brust gepreßt, erwartet es den entscheidenden Spruch. Das gelöste, blauschwarze Haar umhüllt die schlanke, zitternde Gestalt wie ein Trauermantel. Eine Rose ist daraus zu Boden gefallen.

Der stattliche Kardinal Colonna hebt sie scheinbar unvermerkt, auf und behält sie, wie spielend, zwischen den Fingern.

Da wendet sich der Papst mit leichtem Stirnrunzeln, doch wohlwollend, zu ihm: „Kardinal, bei Ihr Euch so sichtbar zu des Mädchens Anwalt macht, mögt Ihr auch diese Sache zu gutem Ende führen. Geht und —"

In langgezogenen Tönen gellt das Armesünderglöckchen herüber von der Engelsburg.

„Barmherzigkeit!" kreischt Lucia auf. „Die Glocke! Man eilt ihm! O zu spät!"

Doch schon faßt sie Colonna am Arme. Ein prüfender Blick über das Menschengewühl — es zu durchbrechen, wäre gefährliche Verzögerung — also schnell durch den Vatikan! Ueber Treppen und Höfe, dann rasch entlang den in Hadrians Mausoleum leitenden Verbindungsgang Alexander Borgias!

Man ist zur Stelle. Noch ist es Zeit. Der Kardinal winkt abwehrend dem schlagbereiten Henker, und mit einem Freudenschrei sinkt Lucia neben ihrem, an den Richtblock gefesselten Geliebten ohnmächtig zu Boden. Nächsten Tages steht der Begnadigte im Audienzsaale des Papstes.

„Wie nennst du dich?"

„Matteo Breska aus San Remo, heiliger Vater!"

„Nun wohl, Matteo! Selbstlos hast du dein Leben zum Heile so vieler anderer opfern gewollt. Das verdient seinen Lohn. Sprich: Was wünschest du dir? Gold, Ehren, alles soll dein sein!"

Eine Augenblick schweigt der Angeredete. Dann, den Blick fest und ehrfurchtsvoll zugleich auf des Papstes gütiges Antlitz gerichtet, gibt er folgende merkwürdige Antwort: „Stark würde es den Wert meiner Handlung schmälern, nähm' ich klingenden Lohn dafür. Euer Lob, heiliger Vater, ist mir mehr als Genüge. Doch — eine Bitte hätt' ich wohl am Herzen!"

„An den Gestaden des ligurischen Golfes nenn' ich ein gartenumfriedetes Häuschen mein eigen. Da-

Gedenktage der Woche.

5. April 1849 Seeschlacht bei Eckernförde.
1894 Dichter Fr. Wilhelm Weber („Dreizehnlinden") †
6. April 1483 Rafael Sanzio *; 1520 †
1528 Albrecht Dürer †
1884 Dichter E. Geibel †
7. April 1348 Stiftung der Universität Prag.
1874 Maler W. v. Kaulbach †
1906 Schluß der Algeciras-Konferenz.
8. April 1835 Wilhelm v. Humboldt †
1897 Reichspostmeister v. Stephan †
9. April 1241 Mongolenschlacht bei Liegnitz.
1886 Viktor von Scheffel †
10. April 1727 S. Heinicke, Begründer des Taubstummenunterrichts in Deutschland, *
1864 Maximilian von Oesterreich wird Kaiser von Mexiko.
11. April 1713 Friede von Utrecht.
1806 Dichter Anastasius Grün (Anton Alex. Graf von Auersperg) *

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853235-19140405021/fragment/page=0001

Herrliche Blütendekoration!

hin zieh' ich demnächst mit Lucia. Dort, an besonders windgeschützter, warmsonniger Stelle, gedeihen trefflich schon einige von des Großvaters Hand gepflanzte Palmen, bisher lediglich dem Auge zu freudigem Ergötzen. Das Osterfest ist nahe. So möchte ich mir denn die Gnade erbitten, für alle Zeit an die Kirchen von Rom die frischgrünen Palmsonntagszweige liefern zu dürfen! Ja, heiliger Vater, das wäre mein einziger Wunsch!"

Milde lächelt der Papst. „Wohl gesprochen, mein Sohn! Dein Verlangen sei gern gewährt! Geheimschreiber", wendet er sich an einen ehrfurchtsvoll an der Tür harrenden Priester, „stellt diesem braven Manne das nötige Breve aus! Und du, Matteo, nimm zum Abschied meinen Segen und dies für deine wackere Braut!" Damit übergab er ihm ein kostbares, edelsteinfunkelndes Kreuz. —

Ueber drei Jahrhunderte sind seitdem verflossen. Noch heute, wie damals, ragt der Obelisk inmitten zweier rauschender Springbrunnen empor, und aus dem mächtigen Schattenwurfe seines schlanken Granitleibes liest der ernst dahinwandelnde Römer die Stunden des Tages. Vieles dagegen hat sich geändert am Strande der Riviera, und niemand könnte mehr die Stätten bezeichnen, wo Matteo und Lucia gebettet sind zum ewigen Schlaf. Aber das einst von Sixtus dem Fünften erbetene Recht ist ihren Nachkommen als gewinnreiches Vermächtnis geblieben, und wie Geistergeflüster rauscht in Mondnächten das alte, ewig neue Lied von Lieb' und Treue durch die mächtigen Wipfel der Palmen von San Remo.

Es muß doch Frühling werden.

Von Zoë.

„. . . Ein mehrmonatiger Aufenthalt im Süden wäre ja allerdings das beste für Sie", hatte der Arzt im Fortgehen gesagt, „aber" — ein Blick auf die lustige Kinderschar — „was nicht zu ermöglichen ist . . . dann wollen wir Sie mit aller Schonung überwintern und Anfang Mai — Krumhübel!"

Sie nickt und ist froh, daß er nicht auf seinem Willen besteht. Im Mai kann sie vielleicht die beiden Jüngsten mitnehmen, Rudi, den Herzensjungen, und das zweijährige Lottchen. Wollte man sie jetzt aus ihrem trauten Heim herausreißen — von den Kindern trennen — — — sie stürbe vor Heimweh.

Die Stimmen werden leiser, als der Arzt durch das Kinderzimmer geht.

Dann eilt es auf schweren und leichten Sohlen zur Mutter hinein. „Was hat er gesagt, Mutti? Bist du nun gesund? Darfst du mit uns spazieren gehen?"

„Im Frühling", lächelte sie, „wenn die Sonne scheint", und streichelt dem einen die Wange, dem andern das Haar aus der Stirn, bindet dem Baby das Bändchen fester . . . und sie sind alle beruhigt, denn so heiter lächelt doch keine kranke Mama! . . .

Nur der Größe, der im Dezember zwölf Jahre geworden, blickt sie mit einem Gemisch von Angst und Wehmut an. Schon längst sieht er, daß Muttis Wangen schmaler werden, daß ihre Augen, die beim Husten so eigentümlich flackern, sich tiefer in die Höhlen legen. Oft hat er sie beobachtet, ohne daß sie es wußte — — und dann sind ihm die Tränen gekommen.

„Geht nun, Jungens, und tummelt euch aus. Marie hat den Schlitten vom Boden geholt. Schön — — Ihr könnt Klein-Rudi mitnehmen, aber seid vorsichtig mit ihm . . . . langsam den Abhang hinunter! Mund zu, wenn es gegen den Wind geht! Du hattest kürzlich erst eine Halsentzündung, Gerd, du solltest lieber . . ." Ein Hustenanfall, den sie gewaltsam bekämpft, läßt sie innehalten und — Abschied winken.

„Ach Mutti, wenn du doch die Schlittschuhe anschnallen und im Park mit mir laufen könntest, wie damals", sagt der Große, ihre Hand streichelnd. „Das war vor drei Jahren, als wir Schwesterchen noch nicht hatten."

Schon streifte sie der Tod mit grauem Fittich — aber sie raffte sich noch einmal empor und nahm schleppenden Schrittes ihre Pflichten auf. Dann fühlte sie, daß es „da drinnen" nicht mehr wie sonst war . . . Stiche . . . Atemnot . . . und eine überwältigende Mattigkeit, die stärker wurde, je tapferer sie dagegen kämpfte.

„Lungenspitzenkatarrh!" hatte der Arzt gesagt. „Ist in den Anfängen zu heilen!" Hatte sie es zu leicht genommen, sich zu sehr um die Pflege des Jüngsten gemüht? Oder war es noch etwas . . . . das an ihrer Kraft zehrte? . . .

Wußte er nun auch monatelang seinem Hause fern bleiben — — darüber schien er jetzt leichter hinwegzukommen — und die kränkelnde Frau hatte in der Vorortvilla alles, was sie brauchte: reine Luft, Licht, Sonne.

Das Gehen ist ihr längst eine Qual. Sie sitzt — niemals müßig —, denn die flinken Hände finden stets Arbeit! Aber wenn die Augenblicksschwäche sie übermannt und ihr fast das Bewußtsein raubt, lehnt sie sich in den altmodischen Stuhl zurück, der mit seidenen Kissen gepolstert ist, und blickt schwermütig über die weiten Felder, die jetzt der Schnee deckt.

Lustiges Leben blüht dort unten. „Paß auf, Mutti, wie wir vom Berg herunterjagen! Sieh mal unseren famosen Schleuderbogen", rufen sie und klatschen in die Hände, während sie leicht mit dem Finger droht: „Nicht so wild, Kinder!"

Alle fünf auf dem kleinen Schlitten hockend, die Mützen schwenkend, sausen sie von der Anhöhe hinab: „Glück auf! Glück auf!" Es sind ihre Jungen — die kräftigsten und schönsten von der Kinderschar dort unten, prächtig gewachsen, frisch und rotwangig.

Sie sieht ihnen zu, bis es dämmert. Dann denkt sie — still ergeben in ihr Schicksal —: „Der Winter muß ja bald weichen. Und wenn die Frühlingssonne scheint, will ich mit meinen Kindern wandern, so

Kann dir die Hand nicht geben.

Von Paula Koerber.

Kann dir die Hand nicht geben
Du stillem Freundesgruß,
Weil die ihr leises Beben
Mein Leid verraten muß.

Des Herzens treu' Vertraute,
Sprache die arme Hand
Die ja von seiner Liebe,
Die ihr so wohlbekannt.

Und ließest du sie fallen
Mit kühlem Druck und Blick,
Was brächt' die Hand für Kunde
Dem Herzen wohl zurück?

Daß sie sein Leid verraten,
Sein stolzes, ohne Not?
Und das könnt es nicht tragen,
Das brächte ihm den Tod.

weit mich meine Füße tragen." Ein neuer Hustenanfall, der sie erschöpft. „Bis dahin — Geduld!"

Aber der Winter ist schwer und lang, die Schneefläche wächst und die Eisblumen klettern bis zu den oberen Scheiben empor. Dazu geht ein schneidender Nord-Ost, so daß selbst die Knaben auf ihre Schlittenfahrt verzichten.

Mama sitzt, in Decken gewickelt, am Ofen, und als sie eben aus einem ihrer schwachen Augenblicke erwacht, hört sie die tiefe Stimme ihres Aeltesten:

„Und draut der Winter noch so sehr — Mit trotzigen Gebärden — Strent er auch Eis und Schnee umher — —"

„Es muß doch Frühling werden!" fällt eine leise Frauenstimme ein.

Während sie drüben die Ohren spitzen, denn seit Monaten haben sie ihre Mama nicht mehr singen hören, dringt es wie zitternder Jubel zu ihnen — Muttis Stimme: „Es muß doch Frühling werden!"

Flugs stecken sie die Köpfe durch den Türspalt und im Sturmschritt geht es auf sie zu: „Freust du dich auf den Frühling, Mutti?"

„Ihr fragt noch?" wehrte sie voller Liebe. „Wißt Ihr denn nicht, daß ich nach einem bißchen Sonne schmachte? Wer krank und elend ist, kinder, und vom Frühling Heilung erwartet . . ."

Nun singen's die Kleinen mit den Großen und legen all ihre treue Kinderzärtlichkeit hinein! Tagaus, tagein, früh und spät singen sie Mamas Lieblingslied.

Aus der Schnee gerade am vollsten treibt und kleine Eiskristalle nadelscharf gegen das Fenster ticken, stürmt lachendes Leben ins stille Krankenzimmer — Klein-Rudi mit einem blühenden Mimosenstrauße!

„Ich bringe dir den Verdegang einer Töpferin Mutti!"

Lachend drückt sie das Kind an sich, nun ihm zuzuflüstern: „Das ist der italienische Frühling, lieber Junge; der deutsche läßt noch auf sich warten; der kommt, wenn die Veilchen blühen. Habt Geduld, die Zeit kommt auch heran."

Ehe aber die Veilchen blühen, muß der Aelteste ein Telegramm nach Holland senden, und Papa eilt auf schnellstem Wege heim. Er kommt noch zur rechten Zeit, um seiner schwerkranken Frau die Hand zu drücken.

Etwas Mädchenhaftes liegt auf ihren abgezehrten Zügen, die auch jetzt noch von einem sonnigen Lächeln verklärt sind, während die Augen sich oft nach oben richten und dann voll überirdischen Glanzes zurückkehren. Dünn und farblos ist das Haar geworden — das Handgelenk so schmal wie das eines Kindes.

Lange hält er ihre Hand zwischen seinen beiden kräftigen und fühlt, wie ihr die Wärme wohltut. Zu sprechen vermag er nicht.

Denkt er daran, daß sie — einst — sein Frühling war? Sieht er im Geist das frische, strahlende Weib, das er in seinen Armen geholten?

„Sei mutig, mein Lieb", tröstet er, seine Gedanken ablenkend, „die Sonne muß den schrecklichen Winter ja endlich besiegen. Noch ein paar Wochen — dann hülle ich dich in Pelze und fahre mit dir ins Hochgebirge."

Sie läßt zwar ihre Hand in der seinen aber sie wendet das Gesicht ab.

*

Frühlingssonnenschein! Eine Fülle von Licht und Duft und Wärme waltet über den stillen Wegen des Friedhofes. Hände der Liebe schmücken ein frisch aufgeschüttetes Grab, lockern die feste Erdkruste und pflanzen weiße Primeln und bunte Tausendschönchen ein.

So emsig sind sie bei der Arbeit — die fünf Knaben —, daß sie kein Wort sprechen. Nur manchmal wischt einer mit dem Rockärmel über die Augen.

Jetzt tritt der Aelteste zur Seite, klammert sich an einen Baum fest und preßt das Gesicht schluchzend gegen die harte Rinde. Wenn er doch allein wäre — — stöhnen — — schreien dürfte!

Nun klopfen die anderen den Sand von den Händen und treten ein wenig zurück, um ihr Werk zu betrachten. Dann zieht der eine, darauf der andere, das Taschentuch hervor und drückt sich mit seinen Tränen beiseite.

Denn Klein-Rudi soll's nicht sehen!

Der aber hat sein Blondköpfchen achtlos auf die jungen Pflanzen gelegt und guckt nachdenklich in die Sonne, die so hell auf Mamas Hügel scheint, und flüstert dann geheimnisvoll in die Erdschollen hinein: „Warum kommst du nicht, Mutti? Es ist doch Frühling geworden!" . . .

Mehmed Omerovic.

Von Ivan Lepušic.

Autorisierte Uebersetzung aus dem Bosnischen von Ida Steinschneider-Fürst.

Mehmed Omerovic war der bedauernswerteste Bursche auf der ganzen Tscharschija (Marktplatz). Zweimal hatte er seinen Laden eröffnet und ihn aus Mangel an Kundschaft wieder schließen müssen. Zweimal hatte er sich einem Kaufmann als Gehilfe verdingen und ihm eifrig gedient vom Morgen bis zum Mittag. Mittags aber sagte ihm der Herr: „Mehmed, du kannst hingehen, woher du gekommen, ich brauche dich nicht, denn ich habe ja selbst kaum zu leben." Denn damals waren gerade sehr schlechte Zeiten für den Handel.

In tiefem Sinnen ging er von dannen. Wovon leben, wovon Brot und Kleidung beschaffen? Gesund war er, ehrlich — und doch so unglücklich. Plötzlich kam ihm ein rettender Gedanke und der Gedanke wurde rasch zum Entschluß. Stehlen wollte er und rauben, das fand bei ihm fest, mochte es auch seinen Kopf kosten.

Diesen Vorsatz enthüllte er zweien seiner besten Freunde. Die rissen die Augen weit auf vor Staunen.

„Mehmed, bist du verrückt geworden? So willst du den ehrlichen Namen deiner Eltern beflecken?"

„Brüder, mir bleibt nichts anderes übrig. Ich kann sonst nicht leben. Eröffne ich einen Laden, muß ich ihn nach einer Woche wieder sperren. Finde ich eine Stelle, so sagt mir der Herr: Geh, woher du gekommen."

„Warte zu, Mehmed, auch dir kann das Glück noch lächeln. Hüte dich vor unreinen Geschäften!"

Er aber beharrte trotz aller Warnungen auf seinem Vorhaben.

Die Freunde waren schwer bekümmert. Ein Jüngling, so hübsch und ehrlich, der sich noch nie in Böses gemischt — und nun wollte er sich mit Leib und Seele dem Laster ergeben! Wie das verhindern?

Dem greisen, allverehrten Hodja (Schriftgelehrter), welchem Ruf sogar bis Stambul reichte, trugen sie zuletzt den Fall ausführlich vor, und der Hodja erwiderte: „Schick' Mehmed morgen zu mir!"

Der Hodja sitzt ganz allein in der „Medresse", der Schule, wo die Studenten, „Softas" genannt, sich zu Geistlichen heranbilden, und raucht seinen Tschibuk. Sieh', da naht Mehmed. Vor der Tür streift er die Pantoffeln ab, tritt ein und begrüßt den Hodja: „Saba ajrola, Effendi!" (Guten Morgen, Herr!)

„Alarafsjon" (Gott zum Gruß), entgegnet der Hodja, und lädet ihn mit einer Handbewegung zum Sitzen ein. Mehmed läßt sich mit gekreuzten Beinen nieder.

„Was willst du, Mehmed?"

„Du hast mich hierher beschieden."

„Schön. Erzähle mir, wie man in der Welt lebt."

„Auf allerlei Art, Effendi, und ich, um die Wahrheit zu sagen, auf keinerlei."

„Wie denn nicht? Du bewegst dich, sprichst, also lebst du wohl auch."

„Wisher geht es noch, aber von heute an nimmer. Schau, hundert Paras, das ist mein alles."

„Kaufmann warst du, Herr sowohl als Diener; Wo ist dein Lohn und Verdienst?"

„Effendi, dir will ich nichts verschweigen: dreimal war ich Kaufmann und konnte nicht die notwendigsten Gelder aufbringen, von Erwerb gar keine Rede. Gehilfe war ich vom Morgenrot bis zum Mittag, dann sagte mir der Herr: „Geh', mein Sohn, ich habe selbst nicht zu leben, woher soll ich dich bezahlen?"

„Was willst du jetzt tun?"

„Stehlen will ich und rauben."

„Das ist phiphilisch."

„Freilich, Effendum, und wenn's auch eine Sünde wäre."

„Verstehst du überhaupt zu stehlen?"

„Wenn ich es verstünde, wäre ich als Kaufmann nicht zugrunde gegangen."

„Und wie wirst du es jetzt können?"

„Ich werde es versuchen?"

„Weißt du zu verstecken?"

„Wenn ich stehle, werde ich vielleicht auch gut verstecken lernen."

„Stiehl, mein Kind, nur verbirg nichts."

„Wie das, Hodja? Die Leute würden mich erwischen."

„Du wirst ihnen leicht entrinnen."

„Auf welche Weise?"

„So! Die Leute werden glauben, du seist entweder ein Narr oder ein ehrlicher Mensch."

„Sage mir doch, lieber Effendi, steht etwas im Koran davon?"

Der Hodja greift nach dem Koran, blättert lange darin, und endlich, als hätte er die richtige Stelle gefunden, spricht er: „Weißt du, wie du es anzufangen hast? Geh' nachts, wohin du beabsichtigst, nur zum Hodja geh' nicht! Raffe zusammen, soviel sich zusammenraffen läßt, und lege hierauf alles in drei Haufen, aber daß du ja gleichmäßig teilst! Einen Haufen nimm dir, die beiden andern lasse zurück. Aber berichte jedesmal vorher den Ardes (Waschung vor dem Gebet), und wo auch immer der Ruf des Muezzin dich treffe, bleibe dich alsdann vor Allah!"

Mehmed küßte dem Hodja die Hand und entfernte sich.

* * *

Am folgenden Tag musterte Mehemd emsig Gebäude und Umäunungen. Die Behausung eines wohlhabenden Aga, außerhalb der Stadt, dünkte ihm günstig zur Probe. Sie war durch einen Gang mit einem Türmchen verbunden und ein dickstriger Maulbeerbaum lehnte sich gleich einer Leiter an die Mauer. Zwei Stunden nach der Jacisja, dem späten Nachtgebet, schwang sich Mehmed bei gehöriger Finsternis über den Zaun und kletterte am Maulbeerbaum empor in den Gang. Dort entledigte er sich der Pantoffeln und tappte nach dem Turm. Die Tür war zu, aber unversperrt. Was hatte man in einem Haus mit hoher Umfriedung zu fürchten? Bisher war ja auch noch kein Schaden geschehen.

Im Turme machte er Licht und packte zusammen, was ihm in den Wurf kam. Geschirr, Teppiche, Leinwand, Hausrat und so fort. Alles legte er gewissenhaft in drei Haufen und schaute und maß solange, bis sie auf ein Ständchen gleich waren. Einen Haufen knüpfte er kreuzweise in ein großes Tuch, um ihn wegzutragen.

Inzwischen dämmerte langsam der Tag herauf, und vom Minaret ertönte der Ruf des Muezzin. Es war Zeit zur Saba (Morgengebet). Mehmed breitete seine Matte aus und begann sich im Gebet zu neigen, nicht achtend, daß der Morgenwind die halboffene Tür geräuschvoll in den Angeln drehte.

Im Hause befand sich der Aga mit der alten Nena (Mutter, der Hanuma (Gattin) und seiner einzigen Tochter Emina.

Emina war ein reizendes, sittsames Mädchen mit Wangen wie Milch und Blut, die der Schminke nicht bedurften. Wie hätte sie sich auf der Straße mit unverhülltem Antlitz gezeigt. Aber fragt nicht, ob die Burschen sich jeden Freitag an ihrer Haustür einfanden! Und was für Burschen! Lauter Begs und Agas.

Der Aga lächelte darüber. Er verlangte von seinem künftigen Eidam nichts als Ehrlichkeit. Einem Lumpen, und wären alle Erdenschätze sein, würde er die Tochter unerbittlich verweigern. Oft pflegte er zu sagen: „Er soll nur bieder und verständig sein — dann braucht er nicht einmal Pantoffeln an den Füßen zu haben."

Der Aga nahm eben den Ardes vor, als die Gangtür neuerdings ächzte.

„Mutter," sprach Emina, „jemand ist im Turm, ich höre wie sich die Tür in einem fort bewegt."

„Dörst du, Aga?" begann die Hanuma, „jemand ist im Turm." Wieder knarrte die Tür.

„Wahrhaftig, Sohn, ich hab' die Tür gestern abend gut zugemacht."

„Ach was, Weiberfurcht, ein Kater schleicht auf den Boden."

Emina späht auf den Gang hinaus und bemerkt die Pantoffeln.

„Vater, Vater, draußen steht ein Paar Pantoffeln. Wie es scheint, die eines Mannes, und keine find's nicht."

Der Aga verließ das Gemach, indem er sich am Tuch die Hände trocknete, und meinte kopfschüttelnd: „Wirklich, fremde Pantoffeln."

Die Nena warf einen schnellen Blick in den Turm — die Tür war geöffnet — und inmitten der Kammer kniete ein Jüngling.

„Sohn", rief die Greisin, „bei meinem Leben, im Turm ist ein Mann und betet."

„Es wird ein guter Mensch sein, da er betet, Alte, koche ihm Kaffee und gib ihm Kuchen."

„Ob's nicht ein Böswicht ist?"

„Nein, Mutter, Böswichte beten nicht."

„Sohn, wenn du hinüber willst, geb' nicht ohne Messer."

„Ich fürchte den nicht, der Gott fürchtet. Wer Gott nicht fürchtet, betet nicht einmal am Abend, und wie erst am Morgen in einem fremden Hause. Es wird ein guter, rechtschaffener Mensch sein."

Und der Aga begab sich nach dem Turme.

Mehmed beendigte sein Gebet, stand auf und erblickte den Aga.

„Saba ajrola, guter Aga."

„Alarafsjon, unbekannter Jüngling. Wie kommst du daher?"

„Aufs Geratewohl. Schau, Aga, diese zwei Haufen sind für dich, der eine für mich. Ich glaube, ich habe ehrlich geteilt. Mich nach, und stimmt es nicht völlig, so ergänze es aus meinem Bündel."

Der Aga stammte! Er sah, daß jener alles zusammengerafft hatte, nach seiner Rede konnte man ihn aber für einen Narren halten.

„Wa tu diese Teilung?" frug er.

„Weh, ich nichts habe und du mir von selbst nichts gibst."

„Du bist jung, arbeite."

„Höre mich an, Aga, ich will dir alles wahrheitsgetreu berichten."

„Nun?"

„Dreimal war ich Kaufmann. Ich gab gutes Maß, trotzdem kauften die Leute lieber anderswo. Ich ließ die Waren unter dem Preise, das nützte ebensowenig. Als ich erkannte, daß mir so kein Glück blühte, suchte ich einen Dienst. Zwei, drei Herren habe ich gewechselt. Ueberall diente ich vom Morgen bis zum Mittag, und mittags sagte mir der Herr: „Geh' mein Sohn, du bist brav und ehrlich, aber ich kann selbst nicht leben, geschweige denn dich bezahlen." Zuguterletzt beschloß ich, auf ehrbare Weise zu stehlen. Heute nacht tat ich's zum ersten Male, und du hast mich dabei überrascht."

„Weißt du, daß Stehlen eine Sünde und ein Vergehen ist, das der Koran verbietet?"

„Ich weiß es. Aber ich frug den Hodja und der lad mir aus dem Koran vor, Stehlen stünde mir frei, nur verstecken dürfe ich nichts, und er lehrte mich alles genau, so, wie ich es ausführte. Wenn du dich gegen den Koran auflehnen willst — hier, meinen Kopf."

Der Aga überlegte. Nutze ein tieferer Sinn in dieser Unterweisung des Hodje?

„Ich will nicht den Koran zuwiderhandeln," hub er an, „aber ich erlaube auch nicht, daß du diesen einen Teil mitnimmst. Du könntest dich davon bloß wenige Tage ernähren; und was dann? Folge mir!"

Der Aga geleitete Mehmed ins Gemach, hieß ihn auf die weichen Kissen niedersetzen und befahl den Seinigen, ihm mit Kaffee und Met aufzuwarten.

Heller, lichter Tag schien jetzt durch die vergitterten Fenster und goukelte strahlend auf den weißen Zimmerwänden.

Mehmed saß und grübelte. War da Verrat im Spiel? Der Aga oblag im Nebenzimmer seiner Morgenandacht, die Hanuma buk eine Mehlspeise am Herd. Emina schlüpfte öfters an der Tür vorbei, und jedesmal seufzte Mehmed auf und flüsterte:

„Ach, welch' herrliches Mädchen. Schade, daß ich arm bin."

Als der Aga mit dem Gebet fertig war, stand das Mahl schon bereit. Er wandte sich an seinen Gast:

„Wie ist dein Name?"

„Mehmed."

„Nun, Mehmed, laß dir's schmecken. Zum erstenmal bist du in meinem Hause, aber nicht zum letztenmal. Auf der Carsija will ich dir ein neues Geschäft einrichten. Ich habe eine einzige Tochter, auch die soll dein sein."

Die alte Nena, die Hanuma und Emina lauschten hinter der Tür. Bei den letzten Worten des Aga steckte die Alte den Kopf hervor und sprach:

„Recht so, mein Sohn, er führe Emina heim, denn ein ehrlicher Dieb ist besser als ein Mann, der nicht steht und doch unehrlich ist . . ."

Die Sitte folgt dem Urteil nicht, sie folgt dem Vorurteil.
Karl Gutzkow.

Aus der Welt der Frau.

Die Sittsamkeit läßt göttlich die Frauen erscheinen.
Shakespeare.

Die Frau in der Keramik.

Von Helene Helbig-Tränkner.

(Nachdruck verboten.)

Die der Frau eigene künstlerische Gestaltungs- und Formengabe, ihr Farbensinn und ihre anerkannte handliche Geschicklichkeit führen sie allmählich auch auf das Gebiet der Steinindustrie in den keramischen Gewerben der Töpferhandwerks. Langsam beginnen einige Töpfermeister, Frauen als Lehrlinge anzunehmen, und ganz vereinzelt begegnen wir heute schon derartig vorgebildeten Handwerterinnen. Der Werdegang einer Töpferin vollzieht sich vielfach auf den im Reiche trefflich organisierten keramischen Fachschulen in 2- und 3jährigen Fachkursen. Fast durchgängig findet die praktische Durchbildung des Drehens, Formens, Schleifens und Brennens im Werkstattunterricht statt. Namentlich ist hier letztgenannter Tätigkeit besondere Beachtung zu schenken, denn die eingehende Kenntnis sorgfältigen Brennens wird einer reiflichen Uebung bedürfen, die durch äußerste Gewissenhaftigkeit und peinliche Ausführung gefördert werden muß. Die Fachschulen vermitteln zu gleicher Zeit mit der praktischen Ausbildung reiches, theoretisches Wissen, durch das das Interesse zwischen praktischer und theoretischer Betätigung allerdings, vielleicht nicht zum unbedingten Nutzen beider, geteilt wird. Die Vorzüge der Fachschule zu genießen, ist selbstverständlich Pflicht eines jeden strebsamen Handwerkers, doch dürfte auch auf dem Gebiete der Töpferei der praktischen Lehrlingszeit nutzbringend und vorteilhaft eine theoretische Lehrzeit vorangehen. Die vertiefte Ausbildung in Chemie, Physik, Geologie und Mineralogie, Materien, die eine keramische Fachschule auf ihrem Stundenplane festhalten muß, bedarf nach der praktischen Ausbildung meines Erachtens eingehendster Beachtung und möchte sich besser nicht mit der praktischen, doch die körperlichen wie geistigen Anlagen gleichzeitig in Anspruch nehmenden Ausbildung teilen. Hierzu kommt noch die kunstgewerbliche Schulung, die der Töpferin vielfach heute als der angehenden Kunsthandwerkerin, nicht vorenthalten werden darf, denn es ist heute Aufgabe aller deutschen Kunsthandwerker geworden, in dem Geschmacksbereich des Volkes durch ihre Erzeugnisse gute, harmonisch durchgeführte Gegenstände wieder heimisch zu machen. Es möchte immer wieder darauf hingewiesen werden, daß besonders der weiblichen Jugend die Bedeutung des Handwerks gezeigt werde, des Handwerks, das man durch eine ausgiebige Lehrzeit und erstklassige Gesellenjahre lernt.

Ist eine angehende Töpferin auf eine Fachschule angewiesen, so ist es ratsam, sich nach dem Besuche der 2—3jährigen Jahreskurse der Prüfung an einer Handelskammer zu unterziehen, denn für gewöhnlich schließen die Fachschulen ihre Kurse nicht durch Abgangsprüfungen. Der angegebene Weg ist der Fachschülerin erlaubt und dürfte sie für später auch in der Erreichung der gesteckten Ziele unterstützen. Für das Auge und die Verredelung des Kunstsinnes erforderlich sind auch die Studien an unseren heimischen Kleinindustrien Bunzlau, Kobren, Kamenz, Mettlach, Höhr u. a., die sich gegenseitig in der Güte und Feinheit des Brennens der Form sowie der Farbenwärme und der kunstgerechten Aufmalerei überbieten. Schon beginnen die Kunstöpferei einiger Frauen Beachtung zu erlangen, Preisbewerbe und Ausstellungen fördern in angemessener Weise die handwerkliche Betriebsamkeit. Die Aussichten der in den Betrieb eintretenden Töpferinnen gestalten sich je nach der Ausrichtung oder der selbständigen Ausübung verschieden. Gelegentlich treten ausgebildete Handwerkerinnen in große keramische Fabrikbetriebe ein und verwenden ihre Fähigkeiten dann in der kunstgewerblichen Abteilung. Ihr Anfangsgehalt schwankt zwischen 80—120 Mk. monatlich. Die noch ziemlich vereinzelt sich findenden selbständigen Meisterinnen sind nach eigener Aussage bei äußerst fleißiger Arbeit und rastloser Betätigung mit ihrem Erwerbe bisher zufrieden gewesen.

Am modernen Teetisch.

Die Mode des Five o'Clock-Tees, mit Tanzen und Furlana reizvoll verknüpft, kommt immer mehr in Aufnahme und gewinnt immer größere Verbreitung. Um ihrer Tanzlust fröhnen zu können, haben sich jetzt sogar die Französinnen, die bisher mit dem „braunen Trank der Serer" am wenigsten befreunden wollten, zum Teegenuß bekehrt, und an der Riviera sieht man die Modedamen aus schweren, silbergefaßten Gläsern das Getränk schlürfen, das sie sich mit sehr viel Kuchen verbissen und wohl auch mit ein wenig Rum kräftiger machen. Der von der Partier höchsten Finanz nunmehr anerkannten Mode des Teetrinkens folgt natürlich die Mode des eleganten Teetisches auf dem Fuße.

Der englische „Five o'Clock" gewinnt seinen

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853235-19140405021/fragment/page=0002